

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE  
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1960, HEFT 10

---

HANS RHEINFELDER

Lebensvorgänge, Krankheiten und Heilung  
in den Gedichten Cecco Angiolieris  
und anderer burlesker Dichter  
der Dantezeit

Vorgetragen am 7. Oktober 1960

MÜNCHEN 1960

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen

Neben der edlen italienischen Liebeslyrik des 13. und 14. Jahrhunderts, die ihren höchsten Rang in jenem philosophischen Dichten erreicht hat, das ihr größter Meister, Dante Alighieri, als „dolce stil novo“ bezeichnet, steht im gleichen Zeitraum eine realistische, burleske oder politische Lyrik, die sich nur selten an sprachlicher und dichterischer Vollendung und schon gar nicht an Tiefe der Gedanken mit jener messen kann.<sup>1</sup> Dafür entschädigt aber den Leser, neben der Erdhaftigkeit und Lebensnähe, neben derber Komik und politischer Leidenschaft, neben volkstümlicher Sprache und dichterischem Spiel, eine reiche Fülle an Mitteilungen von kulturgeschichtlichem Wert, Ansichten kleiner Leute über das Treiben der Parteien und der Großen ihrer Zeit, Einblicke in das Alltagsleben, in Denken und Empfinden des Volkes. Nicht psychologisches Zergliedern der menschlichen Empfindungen, nicht Spekulationen über das Wesen der hohen Liebe, nicht Allegorien von der Begegnung des Menschenherzens mit dem Genius Amor werden hier in kunstvollen Canzonen dargeboten, sondern in der kürzeren Form des Sonetts spricht sich irdische Liebe aus, mehr in Leid als in Lust, mehr demütigend als veredelnd, gierig ausgekostet, als sündhaft eingestanden und doch wieder gesucht, schließlich in zerknirschtem Gebet vor Gott und die heilige Jungfrau hingebretet.<sup>2</sup> In anderen Sonetten bricht zornig der Widerstreit zwischen Ghibellinen und Guelfen hervor, zwischen Weißen Guelfen und Schwarzen Guelfen, zwischen den Anhängern der Deutschen und den Anhängern der Franzosen. Wohl meistern sie alle die Kunstform des Sonetts – das in der italienischen Sprache seines Ursprungs nicht schwierig zu bauen ist –, aber diese Verse kommen nicht aus den Studierstuben der Gelehrten oder aus den Hallen der Ritterburgen und Paläste, sondern eher aus den Winkeln der Vereinsamten und Verlassenen, aus den Gängen der Rathäuser, aus den Schenken und Spelunken der Städte. So ist aus ihnen auch viel über die Lebensweise des einfachen Volkes zu erfahren, wie sie sich kleiden, was sie essen und trinken und wie sie wohnen, von ihren Spielen und Liebhabereien, von ihren Beziehungen zum Adel

und zur Geistlichkeit, zu Gott und zum Teufel, zu Wahrsagerinnen und Hexen, von ihren leiblichen und seelischen Krankheiten, von deren Behandlung durch ärztliche Kunst oder geheime Zauberkräfte. Je eigenwilliger die Gemütsart eines Dichters ist, je lebendiger seine Phantasie, je echter sein Humor, desto mehr ist auch an Tatsachen des täglichen Lebens aus seinen Sonetten zu gewinnen. Das ist bei keinem dieser Dichter so sehr der Fall wie bei Cecco Angiolieri.

Was der Bürger einer italienischen Stadt in der Zeit Dantes von biologischen und medizinischen Dingen wußte, war nicht allzu viel. Mit der Kenntnis einiger Hausmittel vermischten sich die Rezepte der Quacksalber und eines blühenden medizinischen Aberglaubens. Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, die spärlichen Stellen aufzusuchen, an denen die Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts ihrem biologischen und ärztlichen Wissen irgendwie Ausdruck gegeben haben, noch vor Petrarca und Salutati.<sup>3</sup> Unbeschwert vom Studium des Hippokrates spiegeln sie vielfältig die Ansichten des Volkes in den italienischen Comunen wider. Dante selbst spricht nicht eben viel vom menschlichen Körper, seiner Erkrankung und seiner Heilung. Ihn beschäftigt der Körper als integrierender Bestandteil des Menschen, der Körper, der, in der „*resurrectio carnis*“ des Apostolicums, wieder mit der Seele vereint wird, auf daß der Mensch wieder ganz werde. Immerhin ragen bei Dante auch die biologischen Kenntnisse vom Menschen weit über das Durchschnittswissen seiner Zeit hinaus. Zu manchem Problem hat er halb wissenschaftlich halb dichterisch seine Meinung gesagt; man denke nur an die großartige Stelle über die Entstehung des neuen Menschen im Mutterleibe (Purgatorio 25, 37–78). Noch verlockender ist es aber, den Spuren heilkundlichen Wissens bei den anderen Dichtern der Zeit nachzugehen, zumal bei einem so ungelehrten und ungeschlachten echten Dichter wie Cecco Angiolieri.

Freilich so ganz ungehobelt ist auch er nicht gewesen. Hat er doch immerhin seine 150 unheiligen Psalmen in der damals noch jungen, recht gepflegten Form des Sonetts geschrieben. Auch versprüht er da und dort Funken geschichtlicher Kenntnisse, die fast vermuten lassen, dieses verkommene Genie möchte doch eine Zeitlang von höherer Bildung berieselt worden sein,

was übrigens der Stand seiner Eltern und ihr Ansehen in der guten Stadt Siena erwarten ließe.

Wie bei allen *poètes maudits* kennt man auch bei Cecco Angiolieri nur wenige Tatsachen aus seinem Leben. Er muß um 1260 in Siena geboren worden sein, war also nicht viel älter als Dante. Seine Eltern gehörten dem wohlhabenden städtischen Adel an und haben an ihrem entarteten Sohn nicht viel Freude gehabt. Auch Dante scheint sich bemüht zu haben, Cecco ins Gewissen zu reden. Man weiß, daß dieser in seinen Sonetten sich später an dem großen Florentiner gerieben hat. Die Bekanntschaft der beiden Dichter könnte sehr wohl auf gemeinsame Kriegserlebnisse zurückgehen. Als 1288 die Guelfen von Florenz und von Siena gemeinsam den Kampf gegen die immer noch ghibellinische Stadt Arezzo zu bestehen hatten, da nahm Dante im Florentiner Heer an der Schlacht von Campaldino (1289) teil, und vieles spricht dafür, daß damals Cecco auf der gleichen Seite im Heer der Sienesen mitgefochten hat; jedenfalls sollte er es tun, aber er hat sich im kritischen Moment aus dem Staube gemacht, wie er sich nicht scheut uns fröhlich zu berichten. Sicher ist, daß er sich später als Kriegskameraden Dantes gefühlt hat.

Was wir sonst aus Ceccos Leben wissen, ist nicht sehr ehrenvoll: Eintragungen in die Strafregister der Stadt, 1281 zwei Bestrafungen wegen eigenmächtigen Verlassens seiner militärischen Abteilung während der Belagerung von Turri (Maremma) in der Fehde mit der Nachbarstadt, 1282 drei Geldstrafen, unter anderem wegen Streunens nach der Polizeistunde, 1286 Händel mit der Polizei, 1291 abermals Bestrafung wegen Überschreitung der Polizeistunde. Nun gewiß: wir besitzen eben gerade die Strafregister von Siena, und was sollte da anderes drinnen stehen; das Bild wird einseitig sein müssen, aber immerhin könnte der Name Ceccos in den Strafregistern ja auch fehlen. Sonst haben wir nur noch die Urkunde über den Verkauf eines Weinbergs im Jahre 1302; er hat also damals Bargeld gebraucht. Wie oft ist in den Sonetten von seinem leeren Beutel und von seinen Schulden die Rede! Zwischen 1292 und 1302 scheint Cecco aus Siena verbannt gewesen zu sein. Auch in den folgenden sieben Jahren war er nicht in Siena, wahrscheinlich befand er sich bis 1309 in Rom, aber die Überlieferung über einen solchen Aufenthalt ist dürftig

und strittig. Um 1312 ist er gestorben. Ganz bezeichnend ist noch eine Urkunde aus der Zeit *nach* seinem Tode: am 25. Februar 1313 erschienen fünf Kinder Ceccos auf dem Notariat und verzichteten auf das väterliche Erbe, weil es offenbar zu sehr verschuldet war; eine Tochter Ceccos war aus irgendeinem Grunde schon 1309 aus der Erbegemeinschaft ausgeschieden.<sup>4</sup>

Ceccos Gedichte sind ungewöhnlich aufschlußreich für die Ansichten seiner Zeit über Lebensvorgänge, Krankheiten und deren Heilung. Von jeher findet sich bei den Dichtern der Hinweis auf rote Wangen als Zeichen der Gesundheit, überhaupt auf biologisch bedingte, wahrnehmbare Veränderungen des Körpers. Rustico Filippi, ein älterer Florentiner Zeitgenosse Dantes und Ceccos, sagt in einem Spottgedicht auf seinen Mitbürger Herrn Messerino, Gott habe in ihm die Eigentümlichkeiten seiner Geschöpfe zusammenfügen wollen, von der Ente den Kropf, von der Giraffe den Wuchs, vom Raben die Stimme, von der Kuh das Wissen – „und einem Menschen gleicht er, wie man sagt, durch seine hübsche rote Gesichtsfarbe“.<sup>5</sup> „Rosenfarben, Weiß und Purpur“ sind auch für Cecco die Farben des gesunden und zufriedenen Menschenantlitzes.<sup>6</sup> Angst läßt das Gesicht erbleichen: „Aber schon sehe ich dich im Gesicht die Farbe wechseln. Drum glaube ich, daß du gerne fliehen oder dich davonmachen möchtest, sobald es geht.“<sup>7</sup> Auch Rustico Filippi spottet über einen prahlerischen Ritter: „Wen er angriffe, dem würde er die Gesichtsfarbe nehmen.“<sup>8</sup> Freilich kann die Angst auch Schlimmeres hervorrufen, was sich kein Geringerer als Dante von seinem boshaften Freund Forese Donati vorwerfen lassen muß: „Aber du hast deine Hosen dann so voll, daß zwei Packesel sie nicht tragen könnten.“<sup>9</sup> Blasse Gesichtsfarbe ist jedoch nicht immer die Folge von Angst: es kann sich auch Liebeskummer dahinter verbergen. Rustico klagt seiner Herrin über sein leidvolles, entfärbtes Gesicht<sup>10</sup> und bekennt: „Ein jeder schaut mich an und fragt, da er mein Gesicht so verändert sieht.“<sup>11</sup>

Eine Begleiterscheinung der Blässe des Gesichts kann die Kälte und das Frösteln des Körpers sein. Warm ist nur ein Körper, der sich regt. Der Faulenzer ist immer verfroren und kann durch den wärmsten Pelz nicht erwärmt werden. Einem solchen Faulpelz hat Rustico ein ganzes Sonett gewidmet: er hockt immer

allein vor dem Hause, hat schon viele Bänke krumm gesessen, geht nur zum Essen hinein; kein Wunder, daß er nicht warm wird und daß er mitten im Juli hustet, trotz des gefütterten Wamses, das er trägt, und daß er immer eine rote Nase hat.<sup>12</sup> Freilich läßt auch das Alter die Finger steif vor Kälte werden. Das kühle Herz des Greises kann an Kälte nur von einer spröden Frau übertroffen werden. Davon kann Cecco Angiolieri ein Liedchen singen: „Ich habe manche, ja manche Frau geliebt, die ich an Liebe erheblich kälter gefunden habe, als wenn sie hundert Jahre alt gewesen wäre. Jetzt freilich liebe ich eine, so reich an Schönheit, aber beide Ohren mögen mir abgeschnitten werden, wenn sie mitten im Sommer Mäuschen machen könnte“, d. h. die Fingerspitzen zum Greifen zusammenlegen könnte.<sup>13</sup> Dem Verliebten dagegen wird „gar oft am Tage das Herz bald heiß bald kalt“, wie Rustico in einem Liebeslied klagt.<sup>14</sup> Solche Liebeslieder unterscheiden sich bei den sogenannten realistischen Dichtern zwar oft nicht im mindesten von denjenigen der hohen Schule; aber in vielen Fällen sind auch in ihren schulmäßigen Gedichten erdhafte Klänge zu vernehmen, und wäre es nur in dem einen oder anderen Vergleich.

Wenn Rustico Filippi über die Entstehung der Tränen bei Liebesleid nachgrübelt, so bewegt er sich ganz in der Tradition der sizilianischen und toskanischen Lyriker: auf Amors Geheiß entspringt das Tränenwasser im Herzen aus dem Liebesleid; es steigt hinauf zu den Augen und ergießt sich aus ihnen mit Schmerz; könnte es nicht aus den Augen ausströmen, so müßte das Herz sterben; aber das will Amor nicht.<sup>15</sup>

Ganz andere Töne findet der gleiche Dichter, wenn er von dem schlechten Geruch unsauberer Menschen spricht. Hier wird sein Ausdruck so drastisch und realistisch, daß man ihn kaum zu übersetzen wagt. Es ist besonders pikant, wenn solche Düfte aus dem köstlichen Gefäß des Sonetts aufsteigen. In drei Gedichten werden uns alte Vetteln zu Geruch gebracht, wobei Quelle und Ursache solcher Ausdünstung keineswegs verschwiegen werden.<sup>16</sup> Was er von einem Manne zu berichten weiß, reiht sich hier würdig an:

Mich dünkt, ich bin in einem Löwenzwinger,  
wenn ich Luttieri eine Meile nah;  
mehr stinkt er als ein kranker Mann im Kerker,  
mehr als ein Aas, mehr als ein Fleischerkeller . . .

dann aber kommen erst noch die ekelhaftesten Bezüge.<sup>17</sup>

Vorgänge bei der Begattung und alles, was damit zusammenhängt, werden besonders von Rustico Filippi mit realistischer Derbheit geschildert, zumal wenn sich dies alles außerhalb gesetzlicher Normen abspielt.<sup>18</sup>

Über die Verdauung findet sich bei Cecco so manche volkstümliche Ansicht, besonders der Glaube an die Widerstandskraft des Straußenmagens. Als Soldat hat er, um seinen großen Hunger zu stillen, ein Ausrüstungsstück nach dem anderen zu Geld gemacht, hat also gleichsam seine Rüstung verschluckt und verzehrt: dazu mußte er allerdings einen „Straußenmagen“ haben!

Nun bin ich wie der Vogel Strauß geworden,  
als ich im Heere stand, vor lauter Hunger:  
das Panzerhemd hab' ich zu Geld gemacht  
und aß es auf mit allen Eisenmaschen.

Nicht leicht hab' ich vor einer Speise Ekel,  
ein Bissen schmeckt mir wie dem Schwein die Eichel.  
Hab' ich mal meine Kleider erst verzehrt,  
dann merkt man, daß mir nichts geblieben ist.

Doch ist mir immer noch ein Halsstück übrig:  
das wird für ein Mal mir zum Trunke reichen,  
da mag es meinem Wams Gesellschaft leisten!

Die Lanze zähl' ich nicht – die hat der Feind –,  
doch Schild und Helm, die müssen in den Schlund,  
ob sie dann auch den Rückweg nehmen mögen.<sup>19</sup>

Zu Ceccos großem Kummer hat aber auch sein ungeliebter, knauseriger Vater einen Straußenmagen. Eine ganze Kette von Sonetten enthüllen uns bei Cecco einen geradzu infernalischen Haß gegen seine Eltern, von denen er so knapp gehalten ist. Niemand wird es dem Cavaliere Angioliero, dessen Vater bereits angesehenener Bankier Papst Gregors IX. gewesen ist, übelnehmen,

wenn er sich seines liederlichen Sohnes schämte und ihn knapp hielt, wo dieser doch alles Geld bei Wein und Würfelspiel und in Liebschaften durchbrachte. Cecco sehnt den Tod des Vaters herbei. Aber der gute Magen des alten Mannes würde selbst Eisen verdauen.<sup>20</sup> Woran andere Leute sterben müßten, das vermag ihm nichts anzuhaben.

Ich habe einen Vater unverwüßlich:  
gäb' man ihm feuchte Windeln zu verschlucken,  
sie wären eh'r verdaut und ausgeworfen  
als bestes Hammelfleisch bei andern Menschen.

Derweilen war ich so naiv und blöde:  
wenn ich ihn mal mehr Feigen essen sah,  
glaubt' ich wahrhaftig, noch am gleichen Tage  
könn't' ich vergnügt die Erbschaft übernehmen.<sup>21</sup>

Aber der Vater strotzt von Gesundheit, und Cecco kann lange warten, bis er stirbt. „Ich habe einen uralten, reichen Vater und warte Tag für Tag darauf, daß er sterbe. Er aber wird sterben, wenn das Meer trocken sein wird, so gesund hat ihn, mir zur Plage, Gott erschaffen.“<sup>22</sup>

In sehr merkwürdiger Weise hängen für Cecco und seine Zeit Gesundheit und langes Leben mit der Beschaffenheit der Haut zusammen. Alter Volksglaube erträumt sich auch sonst eine feste Haut als erstrebenswerten Besitz, nicht nur gegen Verwundung, sondern auch gegen Krankheit. Man mag sich an die Sage vom hürnen Siegfried erinnern. Ceccos Vater hat eine steinharte Haut, und das erhält ihn am Leben, dem Alter zum Trotz. Dickhäutig ist der Vater,<sup>23</sup> so eisern und hart ist sein Fell, daß man ihn zum Fundament nehmen müßte, wenn man einen babylonischen Turm bis zum Himmel bauen wollte.<sup>24</sup> So ist er auch gefeit gegen jedes Fieber.<sup>25</sup> Ja, wollte es unter solchen Umständen der Tod wagen, in Herrn Angioliero einzutreten, dann würde der Tod selbst sterben müssen, Angioliero aber käme heil davon.<sup>26</sup> Dem Tod kann der Vater erst erliegen, wenn er „enthäutet“ wird, wenn er „aus der Haut fährt“. So ähnlich hat es dieser edle Sohn auch ausgedrückt, als der Vater wirklich gestorben war. Damals hat Cecco einem Freunde mitgeteilt: „Das Blatt hat sich jetzt so

gewendet, daß ich künftig immer herrlich leben werde; denn Herr Angioliero, der mich sommers und winters quälte, hat seine Haut fahren lassen.“<sup>27</sup>

Mit dieser starken Hautgläubigkeit verbindet sich eine sehr unklare Vorstellung vom biologischen Prozeß des Sterbens. Im Tod wird die Verbindung von Seele und Leib gelöst. Die Seele des Achtzigjährigen möchte eigentlich gerne ausfahren, sie bettelt geradezu um ihre Freiheit; aber es scheint, daß Vater Angioliero sich seine Haut mit Pech festgeklebt hat.<sup>28</sup> Das kann nicht mehr mit rechten Dingen zugehen: der Vater ist verwunschen.<sup>29</sup> Auch Ceccos lästiger Kumpan Min Zeppa will ihm nicht den Gefallen erweisen, endlich zu sterben. „Wenn ihm nichts zu-stößt, liegt das etwa an der Wunderkraft Gottes? Nein, der Tod ist es, der es verschmäht, ein so gemeines und böses Gehäuse zu betreten.“<sup>30</sup>

Wie in einem oben bereits erwähnten Sonett ereignet sich hier das Sterben so, daß der Tod, der als lebendige Person wie im Volksmärchen gesehen wird, in das Gehäuse des Körpers eintritt. Diese Vorstellung ist auch sonst bei den Dichtern der Zeit zu finden. Ser Pietro de' Faitinelli aus Lucca, etwa zwanzig Jahre jünger als Dante, scherzt in einem Sonett über den Tod seiner „Herrin“, indem er dankbar den Tod selbst anredet:

Ich muß es wohl gestehn, Allmeister Tod,  
daß du freigebig bist und Milde übst:  
denn du betratst den Körper meiner Herrin;  
ich täte unrecht, würd' ich dir nicht danken.

Sie war doch immer deine Herzensfreundin,  
war immer dir in Hoffnung ganz ergeben,  
so mochtest du ihr nicht die Freundschaft brechen:  
da sage einer, daß du treulos seist!

Doch sag mir, wie und wo gingst du hinein  
und kamst heraus? Gab's Pässe doch und Schluchten  
als wie von Córdoba bis nach Granada.

Mich wundert baß, daß du hineingekommen;  
mehr wundert mich, daß du nicht drin ersticktest:  
ich dächte, Tod, du müßtest drin verzweifeln!<sup>31</sup>

Der Gedanke, daß dem leibhaftigen Tod vor einem Menschen grauen könnte, ist bei diesen Dichtern nicht selten zu finden. Ein Altersgenosse des Pietro de' Faitinelli, Messer Niccolò del Rosso aus Treviso, begegnet dem Tod und gerät mit ihm in ein Gespräch:

„Was ist dir, Tod? Du stehst so in Gedanken!  
Hat dir bei uns denn jemand weh getan?“

„Ach, Freund, ich hätte Lust mich zu erhängen:  
maßloser Hunger läßt mich schier verzweifeln.“

Auf seine teilnehmende Frage erfährt der Dichter, daß der Tod von den Menschen ob ihrer vielen Laster angewidert ist und sie daher nicht mehr holen mag.<sup>32</sup>

Das Werk des Todes wird gerade von den burlesken Dichtern in der mannigfachsten Weise dargestellt. Der Tod packt das traurige Herz an, die Seele gibt ihm den Weg frei.<sup>33</sup> Der Tod stößt den Menschen aus dem Leben.<sup>34</sup> Zwar kommt der Tod zu allen Menschen, aber nicht selten leben die Schurken am längsten, länger als der Ewige Jude, weil Gott ihnen Gelegenheit zur Bekehrung geben will.<sup>35</sup> Andererseits kann ein vorzeitiger Tod durch Leid und Tränen hervorgerufen werden. So schmachtet Rustico Filippi seine Geliebte an:

Und oftmals muß ich so gewaltig seufzen,  
daß gar das Herz vom Leib sich trennen will  
.....  
und weinend, seufzend sterbe ich für Euch.<sup>36</sup>

Der Zerfall des Menschen, der im Tode eintritt, das Auseinandertreten von Leib und Seele wird von den Lyrikern der Dantezeit, wie von Dante selbst, in besonderen Lebenslagen vorweggenommen. In dichterischer Schau steht dann dem Ich der Persönlichkeit nicht nur der Leib, sondern auch das Herz gegenüber, drei Wesen, die zusammen den Menschen bilden, derart aber, daß das Ich, vertreten durch die Augen, fühlend zuschauen kann, wie das Herz seine eigenen Wege geht und den Körper verläßt. Daß der Dichter sein Herz anspricht, ist allgemeine Erfahrung und findet sich überall. „Herz, mein Herz,

was soll das geben?“, beginnt Goethe eines seiner Lieder. Auch die Augen lassen sich vom Dichter anreden. „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen Überfluß der Welt!“, ruft Gottfried Keller aus. Aber die Zergliederung geht bei den Dichtern der Dantezeit noch weiter, und in solchen Spitzfindigkeiten haben auch die sonst eher realistischen Dichter dem Geist der hohen Mode ihren Tribut gezahlt. Sehr aufschlußreich ist in dieser Hinsicht ein Gedicht Rustico Filippi:

Man hatte mich belehrt, daß ohne Herz  
der Mensch in keinem Falle leben könne.  
Doch ich, ich lebe ohne Herz und habe  
nicht Farbe, Wissen, Denken eingebüßt.

Durch mächt'gen Herren Kraft konnt' es geschehen:  
er nahm das Herz mit sich und trug es fort,  
er trennte es vom Leib. Das war Gott Amor.  
Er lieferte mein Herz der Schönsten aus.

Als sich mein Herz vom Leibe schied, da sprach es  
zu Amor: „Herr, wohin denn führst du mich?“  
Der sprach darauf: „Zum Ziele deiner Sehnsucht.“

Es weilt nun dort, von wo es nicht mehr scheidet;  
mein Herz und Ziel der Sehnsucht sind beisammen:  
könn't doch mein Leib im Bund der Dritte sein!<sup>37</sup>

Wie hier dem Ich des Dichters sein Herz und sein Leib gegenüberstehen, so wendet sich dieses Ich in einem anderen Sonett fragend an das Herz und an die Augen:

Was treibt ihr, Herz und Augen mein?  
Wie kannst du, Herz, so Schweres leiden,  
ihr Augen, so voll Tränen sein?<sup>38</sup>

Auch die Vorstellung, daß die Geliebte dem Liebenden das Herz gestohlen habe, findet sich schon bei diesen italienischen Dichtern. Ser Marino Ceccoli, Rechtsgelehrter und Kanzler von Perugia, der seine dichterische Tätigkeit vornehmlich in den drei Jahrzehnten nach Dantes Tod entfaltet hat, schließt eines seiner Sonette mit der Terzine:

Gestohlen hast du mir das Herz, genommen  
mir jeden Lebensgeist; von dir getrennt  
kann ich nicht leben, ziehst mich hin zu dir.<sup>39</sup>

Die nüchternsten dieser Dichter sind sich bewußt, daß Liebesleid doch nicht immer zum Tode führt, und machen aus dieser Erkenntnis kein Hehl.

Wenn man an seinen Schmerzen sterben könnte,  
dann wären viele tot, die jetzt noch leben,

beginnt Cecco Angiolieri ein Sonett.<sup>40</sup> So bleibt dem Verzweifelten kein anderer Weg, als selbst sich dem Tode auszuliefern. Diese Form des Selbstmords soll nicht in erster Linie Befreiung vom Liebesleid sein, soll vielmehr der spröden Geliebten den Beweis für des Dichters große und echte Liebe erbringen. So spielt Cecco mit der Vorstellung, sich die Halsader durchzuschneiden; aber ganz sachlich muß er sich gestehen:

Würd' ich am Hals die Ader mir zerschneiden,  
es würde ihr, die ich im Herzen trage,  
nicht mehr als einen Pfüfferling bedeuten.<sup>41</sup>

Ein häufiger Gemeinplatz ist auch die paradoxe, scherzhaft überlegte Überlegung, daß man ja, wenn man sich das Leben nähme, nicht mehr das Antlitz der Geliebten schauen könnte. So klagt Rustico Filippi:

Wenn ich Euch, Herrin, nicht ins Antlitz schaue,  
dann ist so schwer und heftig meine Pein,  
daß sie zum Tode hin mich führt und drängt,  
und doch nicht tötet, aber ganz bezwingt.

Und bin ich, Schönste, dann von Euch getrennt,  
vergeh' ich, führt mich Amor nicht zu Euch:  
dann gibt mir Euer Blick den Atem wieder  
und hält mich fest, daß ich mich selbst nicht töte.

Wollt Ihr, Geliebte, Herzgedanke, hören,  
warum ich mir den Tod nicht geben will?  
Wie könnt' ich dann noch Euer Antlitz schauen!

Und könnt' ich's nicht wie immer täglich schauen,  
was fing' ich an? Drum kann ich nicht verzweifeln.  
Hab Gnade, Amor! Sieh mein Herzeleid!<sup>42</sup>

Freiwillig aus dem Leben scheiden, meint Cecco Angiolieri,  
sollte auch derjenige, dem es immer wieder an Geld gebricht:

Nur eine Medizin gibt es dagegen:  
daß er sich umbringt, lieber heut als morgen,  
denn ihm taugt nur der Tod und nicht das Leben.<sup>43</sup>

Von gewaltsamem Tod, auch dem unfreiwilligen, ist be-  
greiflicherweise oft in diesen Dichtungen die Rede. Dolch und  
Gift haben in den Parteikämpfen der Comunen ihre täglichen  
Opfer gefordert. Der Aberglaube wußte von todbringenden Ge-  
fahren, die in den Augen bestimmter Menschen lauerten. Von  
dem schon erwähnten prahlerischen Ritter (s. o. S. 6) sagt  
Rustico Filippi mit ironischer Karikierung:

Die Augen glühen ihm mehr als dem Löwen:  
ich wäre baß erstaunt, wenn seine Feinde  
nicht schon bei dem Gedanken sterben müßten.<sup>44</sup>

Der giftige Blick des Basilisken kann Krankheit und Tod herbei-  
führen.<sup>45</sup> Cecco erzählt uns in einem Sonett, wie einmal die Mut-  
ter ihn zu erwürgen versuchte – wer freilich wird da dem liebe-  
vollen Sohn Glauben schenken!<sup>46</sup> Ein andermal habe sie ihn gar  
vergiften wollen, mit einem so gefährlichen Trank, der aus-  
gereicht hätte, das ganze Meer zu vergiften.<sup>47</sup> Von der unheim-  
lichen Wirkung der Hexenaugen spricht ein anonymes Sonett,  
das zu Unrecht Cecco Angiolieri zugeschrieben worden ist, aber  
aus seiner Zeit stammt:

Sie ist viel älter als des Kolosseums  
uralter Bau, taucht auf bei jedem Feste  
und schleudert Gift und Feuer aus den Augen.<sup>48</sup>

Auch auf mancherlei Krankheiten kommen die burlesken  
Dichter zu sprechen. Daß Cecco Angiolieri einen heiligen Re-  
spekt vor Kopfschmerzen gehabt hat, mag man aus der Er-  
fahrung des Trunkenbolds recht wohl verstehen. „So wahr mir

der Kopf nicht weh tun möge!“, sagt er beschwörend.<sup>49</sup> Im gleichen Gedicht wird auch – in etwas unklarer Verbindung – ein Fieber erwähnt. Deutlicher lesen wir von Fiebern in anderen Sonetten. In einem ist es die oft wiederholte Klage, daß der Vater immer noch lebe und nicht endlich am Dauerfieber sterbe; alles andere könne eher eintreten,

als daß er je am Dauerfieber stürbe,  
der Satan, der sich Angioliero nennt.<sup>50</sup>

In einem anderen Gedicht erwähnt Cecco neben dem Dauerfieber das Wechselfieber, und zwar ein Viertagefieber und ein Dreitagefieber, d. h. ein Fieber, das alle vier bzw. drei Tage wiederkehrt, Formen, die in dem malariaverseuchten Gebiet nicht weit von Siena häufig genug vorgekommen sind.<sup>51</sup> Wie sehr das Fieber und seine Opfer im Bewußtsein der Zeitgenossen lebendig waren, zeigt der Beginn eines Sonetts von Ser Cecco Nuccoli, einem Notar aus Perugia, der wie sein Landsmann und Altersgenosse Ser Marino Ceccoli in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gedichtet hat. Die hohe Zahl derjenigen, die am Fieber gestorben sind, wird zum Höchstmaß der Zahl überhaupt:

So viele starben nie am heißen Fieber,  
seitdem das erste Kind geboren ward,  
wie vielmals es mich reut . . .<sup>52</sup>

Den Fieberkranken ist man aus dem Weg gegangen, um sich nicht anzustecken. Darauf spielt vielleicht eine unklare Stelle in einem Cecco-Sonett an.<sup>53</sup> Einen Blick mißtrauischer Angst wirft der Vorübergehende auf den Kranken.<sup>54</sup> Der Mensch kann von solchen Fiebern abmagern, daß er „fast durchsichtig“ wird.<sup>55</sup> Ein Sonett Rustico Filippis spricht von einer ausgehungerten Frau, die so mager geworden ist, daß man ihr aus ihrem vorher eng anliegenden Rock nunmehr zwei Röcke anfertigen könnte.<sup>56</sup>

Besonders oft ist bei den Dichtern vom Husten die Rede; sie sprechen vom Husten aber kaum aus Mitleid, sondern meistens im Spott. In den schon erwähnten burlesken Streitgedichten, die Dante mit seinem Freund Forese Donati gewechselt hat, beginnt gleich Dante mit einem Spott-Sonett auf Foreses Gattin. Er hat sich später dieser Verse geschämt und dafür der armen Frau in

der Göttlichen Komödie eine würdige Huldigung dargebracht.<sup>57</sup> Wer die Gattin Foreses husten hört, so sagt er in dem Sonett, der möchte meinen, sie habe den Winter in dem Lande zugebracht, in dem das Eis entsteht. Mitten im August ist sie erkältet, wie mag es dann erst in den kühleren Monaten sein! Es nützt ihr auch nichts, daß sie halb angezogen schläft: sie hustet. Schuld daran sind aber nicht, wie es sonst der Fall zu sein pflegt, böse Säfte des Alters, sondern die Rücksichtslosigkeiten ihres Gatten. Auch eines der Gedichte Foreses in diesem Streit beginnt mit dem Husten: er ist nachts aufgewacht und hat husten müssen, weil er sich nicht richtig hatte zudecken können.<sup>58</sup>

Von anderen Krankheiten hören wir bei diesen Dichtern nicht viel. Das große Sterben wird erwähnt, wobei nicht erst an das berühmte Pestjahr 1348 gedacht ist sondern an die Seuche von 1340. Davon spricht Pieraccio Tedaldi aus Florenz, der im dritten und vierten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts gedichtet hat:

Das graus'ge Sterben, feindlich jedem Leben,  
kommt unter seinem Banner auf uns zu  
und führt mit sich gewaltig große Scharen,  
die es geraubt hat aus der Menschen Mitte.

Hat ihnen schwere Wunden beigebracht,  
ihr schönes Antlitz widerlich entstellt:  
so schlägt es uns, den einen nach dem andern,  
so ist es gegen uns mit Zorn geladen.<sup>59</sup>

Von den mannigfachen Leiden der einzelnen Organe wird am schmerzlichsten der Verlust der Zähne und des Augenlichts empfunden. Das Ausfallen der Zähne verwendet Ser Pietro de' Fattinelli einmal gar im Fluch: die Menschen sind so schlecht, daß man keinem glauben und trauen darf; wer trügerische Reden führt, aber auch wer einem solchen Heuchler Glauben schenkt, den möge das jedesmal einen Zahn kosten!<sup>60</sup> Mit Cecco schauen wir einer alten Frau in den Mund, die schon vierundzwanzig Zähne verloren hat.<sup>61</sup> Pieraccio Tedaldi ist im Alter erblindet und er hat – ähnlich wie später Milton – auf seine Blindheit ein Sonett geschrieben: so sehr er darunter leidet, so fügt er sich doch gelassen der strafenden Hand Gottes; denn er ist sich bewußt,

wie viel er gerade durch die Augen gesündigt hat.<sup>62</sup> Diese Erkenntnis hindert ihn freilich nicht, die Patronin der Augenleidenden, Santa Lucia, um Fürbitte und Hilfe anzuflehen, auf daß Gott ihm wieder das Augenlicht schenken möge.<sup>63</sup> Von einem merkwürdigen Leiden berichtet Cecco Angiolieri: er hat völlig die Stimme verloren; die Mutter scheint dafür einen Heiltrunk zu kennen, von dem aber der mißtrauische Sohn nichts wissen will.<sup>64</sup>

Was das für ein Heiltrunk gewesen sein mag, wird in dem Gedicht Ceccos nicht gesagt. Es gibt aber bei diesen Dichtern zahlreiche Stellen, an denen auf Mittel aus der volkstümlichen Therapie und überhaupt auf die ärztliche Kunst angespielt wird. Auch damals schon mußte man nicht Medizin studiert haben, um Namen wie Hippokrates und Galen zu kennen: jeder von beiden gilt als Ausbund ärztlicher Weisheit. Was freilich den alten Vater Angioliero wider alle Hoffnung des Sohnes so lange am Leben erhält, das brächten auch diese beiden Großen nicht heraus: sie wüßten darüber noch weniger als eine bloß elementare Auskunft zu geben (wobei für den Begriff des Elementaren der Grammatiker Donat seinen guten Namen leihen muß):

Denn selbst Galenus und Hippokrates,  
wenn sie am Leben wären, wüßten sie  
bei ihm nicht Rat, noch wen'ger als Donatus.<sup>65</sup>

Den Galen gibt Cecco vor selbst studiert zu haben, um sich selber von einer Krankheit heilen zu können. Glauben wird man ihm auch diesmal nicht, wenn er sagt:

Was uns Galen hat schriftlich hinterlassen,  
ich hab's probiert, um selbst mich zu kurieren.<sup>66</sup>

Vielleicht ist in diesem Versuch der Selbsthilfe die in allen Jahrhunderten immer wieder vorkommende Skepsis und Ironie gegenüber der Ärzteschaft zu spüren. Denn sie fehlt auch sonst gerade bei Cecco Angiolieri nicht. Mit Vergnügen sucht er sich aus den Lehren der großen Ärzte gerade diejenigen heraus, die ihm am bequemsten dünken. Dabei wird auf die medizinische Hochschule von Salerno angespielt, die zu Ceccos Zeiten schon mehr als ein

Jahrhundert lang eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hatte und deren Lehrbücher damals denjenigen aller anderen Völker weit überlegen waren.<sup>67</sup> Von Salerno zu kommen, das war die größte Empfehlung, die ein Arzt aufweisen konnte. Auf solche Ärzte und ihren guten Rat beruft sich auch Cecco, freilich scherzhaft, indem er sich den Rat geben läßt: „Wenn du gesund bleiben willst, so tue, was dich freut!“, worin wir bereits den Rat des Arztes François Rabelais „Fais ce que voudras!“ vorweggenommen finden:

Worin besteht ein heil'ges, gutes Leben,  
wie es Salernos große Ärzte meinen?  
Willst du gesund sein, tu, was dich ergötzt!<sup>68</sup>

Ceccos Vater hat einen braven Hausarzt, Mastro Taddeo. Der Dichter hat den Namen wohl erfunden und mag dabei an den berühmtesten Arzt des 13. Jahrhunderts gedacht haben, an Taddeo Alderotti aus Florenz, der an der Hohen Schule von Bologna als Lehrer der Medizin gewirkt hat und im Alter von achtzig Jahren um 1295 gestorben ist.<sup>69</sup> Freilich ist die Auskunft, die Mastro Taddeo dem Cecco über seinen Vater erteilt, für den pietätvollen Sohn nicht eben sehr erfreulich. Der Dichter klagt:

Dürft' ich nur einen Tag den überleben,  
der mir das ganze Dasein so verbittert,  
dann wollt' ich vielmals meinem Herrgott danken;  
doch eher glaubt' ich, daß mir Flügel wüchsen;

eh'r könnt' zu Genua die Molomauer  
vom Hornstoß eines Bocks in Trümmer fallen.  
Mit Diebsgut hat er sich so ausgestopft,  
daß er nicht mal am Nordpol frieren könnte.

Von dem ich spreche, ja, das ist mein Vater:  
mich schikanieren macht ihm größte Freude  
als einem Seligen der Anblick Gottes.

Und da soll ich noch Kindesliebe haben?  
Jüngst traf ich Herrn Taddeo, seinen Arzt;  
der sagt: „Er wird mal nur am Alter sterben.“<sup>70</sup>

Sichtet man die Heilmittel, die da und dort in den burlesken Dichtungen empfohlen werden, so findet man ein buntes Ge-

misch von klugen und törichten Ratschlägen. Nach klassischen Vorbildern wird schlichte Lebensweise gepriesen aber nicht immer befolgt. Man lasse sich's wohl sein, so wird man dabei schon auch gesund bleiben! Folgóre da San Gimignano, ein ritterlicher Sänger aus der türmereichen Nachbarstadt von Siena, wohl gut zwanzig Jahre jünger als Cecco, hat einen Zyklus von Monatssonetten für einen fröhlichen Club (*brigata nobile e cortese*) seiner Heimatstadt gedichtet. Da schließt das Oktober-Sonett:

Dann hebt ihr euch frühmorgens von dem Lager,  
wascht mit den beiden Händen das Gesicht;  
der Braten und der Wein sind Medizin,

bei Gott! vortrefflich. So bleibt ihr gesünder  
als wie ein Fisch im Teich, im Fluß, im Meer,  
und führt das allerbeste Christenleben.<sup>71</sup>

Freilich beugt solche Lebensweise doch nicht jeder Krankheit vor; und so müssen bisweilen eben wirkliche Medizinen eingenommen werden, „süße und auch bittere“, wie Cecco einmal sagt.<sup>72</sup> Da gibt es zunächst *cecèrbita*, die „Gänsedistel“ („Milchdistel“, „Saudistel“, *Sonchus oleraceus L.*). Das ist eine als Unkraut weit verbreitete Distelart, mit tiefgreifenden Wurzeln, milchigem Saft und blauen Blütenköpfen. Sie wird vom Vieh, besonders von den Schweinen gern gefressen. Dem milchigen Saft wurde Heilkraft zugeschrieben. Das Mittel wird von Cecco Angiolieri so kunterbunt mit anderen zusammen genannt, daß es sich aus diesen Gedichten nicht feststellen läßt, gegen welche Leiden er oder seine Zeitgenossen die „Gänsedistel“ angewandt haben.<sup>73</sup>

Das gilt leider auch von der Erwähnung anderer volkstümlicher Heilmittel. Ein boshafter Zeitgenosse des Folgóre da San Gimignano, den man Cene da la Chitarra nannte und der aus Arezzo stammte, hat sich der Mühe unterzogen, in einem anderen Zyklus von Monatssonetten die Gedichte Folgóres in ihr Gegenteil zu verkehren. Da bietet er für den Monat Juli seinen Gästen alle möglichen Speisen und Getränke minderer Art

und dann für die Gesundheit den Salat  
aus Salbei und aus Rosmarin bereitet.<sup>74</sup>

Das sind offenbar wirklich zwei Heilmittel, die aber wegen ihres bitteren Geschmacks niemand gerne genießt. Die allgemeine Indikation „für die Gesundheit“ könnte nur darauf schließen lassen, daß solche Kräuter in ihrer Heilwirkung damals allgemein bekannt waren. Deutlicher schon drückt sich Cene da la Chitarra in seinem Februar-Sonett aus, in dem er statt eines richtigen Weines bloß einen offenbar recht sauren Apfelwein anbietet, der dem Magen guttun soll, was in dem ironischen Zusammenhang ins Gegenteil gedeutet werden muß.<sup>75</sup> Vorbeugen ist besser als Heilen: so verspricht Folgore in seinem August-Gedicht den Freunden ein windgeschütztes Tal:

Für den August geb' ich euch dreißig Burgen  
in einem Tal, von Bergen eingeschlossen,  
wohin der Seewind nicht gelangen kann,  
daß ihr gesund und sternenklar mögt bleiben . . .<sup>76</sup>

In einem anderen Zyklus, den der gleiche Dichter den Wochentagen gewidmet hat, läßt er am Donnerstag Turniere stattfinden. Da wird auch an die Wundärzte gedacht, die gleich zur Stelle sein sollen, um Stöße und Verletzungen sachgemäß zu behandeln.<sup>77</sup> Freilich gibt es auch Leiden, die so zäh sind, daß man ihrer nicht leicht Herr wird: man wird sie dann vor den Mitmenschen verbergen müssen. Wer Grind auf dem Kopf hat, muß wohl oder übel beständig seinen Hut tragen. Pieraccio klagt, daß ihn alle Silber- und Goldgulden verlassen hätten:

Und sind sie mir doch oftmals mehr vonnöten  
als einem Grindigen ein guter Hut.<sup>78</sup>

Hausmittel muß man nicht nur gegen Krankheiten zur Hand haben sondern auch gegen allerhand Ungeziefer und sonstige Belästigungen. So hat Ser Marino Ceccoli in einem Sonett ausführlich ein Mittel gegen die Schnakenplage angepriesen. Ob er freilich seinen von Schnaken geplagten Freund nicht vom Regen in die Traufe bringt, wenn er sich bei ihm mit großen geflügelten Ameisen zur Schnakenbekämpfung anmeldet, das muß dahingestellt bleiben. Eher schon trauen wir ihm, wenn er vorschlägt, man solle die Schnaken mit Rauch aus einem Reisigfeuer verscheuchen.<sup>79</sup>

Es wäre verwunderlich, wenn es da nicht auch Mittel für und gegen die Liebesleidenschaft gegeben hätte. Besonders eindringlich und laut bietet ein solches ein gewisser Muscia in einem Sonett des Rustico Filippi an: es wird den Frauen empfohlen, die einen bösen Mann haben und die in ihm die Liebe wieder wecken wollen. Das Mittel kostet nur sechzehn Unzen, ohne die Gebrauchsanweisung, die eigens zu erwerben wäre; bei ausbleibendem Erfolg wird der Betrag zurückerstattet. Muscia ist aber seiner Sache sicher.<sup>80</sup>

Es bleiben schließlich noch drei Hauptmittel zu erwähnen, bei denen die Indikation ganz klar und deutlich angegeben wird. Cecco Angiolieri berichtet von einem Feigling, daß aller Theriak des Morgenlandes und aller Vernacciawein, der sich in Genua finden lasse, ihn nicht mutig machen könne.<sup>81</sup> Der Wein dient hier als Anregungsmittel für den Mutlosen; Cecco hat in diesem Punkte reiche Erfahrung gehabt und hat sich diese Arznei immer gerne verschreiben lassen. Vernaccia ist ein starker, süßer Weißwein, der hauptsächlich in Sardinien gedeiht, aber besonders auch in dem Landstrich nordwestlich von Spezia und nach Genua hin, in der sogenannten Lunigiana, gekeltert wird. Cecco verrät auch sonst eine besondere Vorliebe für diese Sorte:

Mir taugt nur Griechenwein und nur Vernaccia,  
ein schlichter Landwein ist mir mehr zuwider  
als wenn die Liebste einen Korb mir gibt.<sup>82</sup>

Was den Theriak anlangt, so handelt es sich hier um eines der merkwürdigsten Universalmittel, das schon im Altertum und bis in die Neuzeit herein gebraucht worden ist. Cecco erwähnt den Theriak an mehreren Stellen, der italienische Name des Medikaments *triacca* erscheint dabei in der alten Form *otriaca*, wobei in der ersteren Form, aus *tiriáca* (ἰηριακή), der auch sonst häufig vorkommende Schwund des nebentonigen Vokals zwischen Muta und Liquida vorliegt, während das *o* der altitalienischen Form wohl als ein agglutiniertes *a* zu deuten ist (wie das 1251 belegte span. *atriaca* wohl aus *la triaca*), das unter dem assoziativen Einfluß von *otre* „Schlauch“, „Leib“, „Magen“, oder altit. *otriare* „gewähren“ durch *o* ersetzt wurde.<sup>83</sup> Der Ursprung dieses Mittels soll auf Mithridates Eupator, König von Pontus (133–64) und

seinen Leibarzt Krateuas zurückgehen. Jedenfalls ist es lange Zeit unter der Bezeichnung „Mithridaticum“ in Gebrauch gewesen.<sup>84</sup> Es sollte zunächst als Gegengift beim Biß giftiger Tiere oder bei sonstigen Vergiftungen zur Anwendung kommen. Schon damals war es aus 54 einfachen Arzneimitteln zusammengemischt, wozu im Laufe der Zeit noch einige mehr gekommen sind. Andromachos der Ältere, Leibarzt Kaiser Neros, hat dann noch das Fleisch einer Natter dem Gemisch beigegeben, wobei sorgfältig Kopf und Schwanz als schädlich abgetrennt werden mußten. Von dieser Beigabe hat man den neuen Namen *θηριακῆ* ableiten wollen;<sup>85</sup> aber der Name findet sich schon früher und will eher besagen, daß das Mittel gegen Tierbiß helfen sollte. Übrigens hat sich das Natternfleisch auch allein lange Zeit als Heilmittel hohen Ansehens erfreut; Madame de Sévigné, im 17. Jahrhundert, erzählt davon.<sup>86</sup> Unter den vielen Schriftstellern, die im Altertum über den Theriak geschrieben haben, ragt besonders Nikander von Kolophon hervor, der um das Jahr 100 v. Chr. zwei didaktische Dichtungen verfaßt hat, in denen dem Theriak oder seinen Ingredienzien ein breiter Raum vorbehalten wird.<sup>87</sup> Die wichtigste Kunde über Zubereitung und Anwendung des Theriaks verdankt das Mittelalter dem großen Galen (138–201), der in seinen zahlreichen Schriften mehrmals diesem Medikament seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, besonders in seinem Werk *Περὶ τῆς θηριακῆς*, das noch im 16. Jahrhundert neu ins Lateinische übersetzt wurde<sup>88</sup> und in den Gesamtausgaben – griechisch und lateinisch – immer wieder von neuem in Druck ging. Der Theriak war als Heilmittel bis ins 19. Jahrhundert begehrt. Er erscheint in der deutschen Pharmakopöe bis 1872, in der französischen gar bis 1884.

Schon allein aus den Sonetten Cecco Angiolieris läßt sich entnehmen, daß man zum Theriak in jeder Krankheit besonderes Vertrauen gehabt hat. Der Wert des Medikaments steigerte sich in den Augen der Ärzte und der Patienten, wenn es aus dem Morgenlande stammte: *otriaca d'oltre mare*,<sup>89</sup> *otriaca che vegna d'Egitto*.<sup>90</sup> Im Glauben alter Weiblein ist freilich selbst der Theriak noch durch andere Mittel, nicht selten aus der Organotherapie, übertroffen worden. So empfiehlt Ceccos alte Mutter dem Sohn „Aale aus der Chiana, von denen der Kopf noch besser

ist als feinsten Theriak'.<sup>91</sup> Das Chianatal bildet die Verbindung zwischen dem Stromgebiet des Tibers und jenem des Arnos. Im Altertum mündete der Fluß (*Clanis*) in den Tiber. Später versumpfte das Tal und blieb berüchtigtes Fiebergebiet (Dante, Inf. 29, 46 f., Par. 13, 23) bis ins 18. Jahrhundert. Die Chiana floß damals nur träge dahin und war reich an Aalen. Heute gehört sie fast ganz zum Stromgebiet des Arnos.

Dieses merkwürdige Sonett Ceccos enthält noch andere pharmakologische Ratschläge, die Cecco seiner verhaßten Mutter in den Mund legt, die er selbst also ablehnt und als gefährlich oder lächerlich brandmarken will. So ist ja auch der angeblich von der Mutter empfohlene Kopf des Aales gerade das unbrauchbare Stück, ganz ebenso wie bei der Natter, die zum Theriak verwendet wird. Das Gedicht lautet:

Die Mutter rät mir mancherlei Arzneien,  
die sind mir alle grausam ungesund:  
beim Morgenläuten soll ich Pflirsiche  
acht oder zehn alltäglich zu mir nehmen;

die würden mich vor jedem Dauerfieber,  
vor Viertags- und vor Dreitagsfieber schützen.  
Gar sehr preist sie die Aale aus der Chiana,  
der Kopf sei besser als der feinste Theriak.

Auch Ochsenfleisch und frischen Käs' mit Zwiebel  
lobt sie mir sehr, wenn ich Beschwerden fühle:  
davon soll ich nach Herzenslust verzehren.

Und falls ich keine Lust darauf mehr hätte,  
gewissermaßen mich gefoltert fühlte,  
dann wäre Lauch samt Blättern zu empfehlen.<sup>92</sup>

Bei der Beurteilung dieser Hausmittel ist immer zu bedenken, daß sie mit dem jeweiligen Leiden nur ironisch in Zusammenhang gebracht sind, dieses also nach Ceccos Meinung eher steigern als beheben.

Ein besonderes Medikament aus Ceccos Dichtung verdient noch erwähnt zu werden, das Gold. Von seinem Vater sagt er einmal:

Bei Gottes Allmacht! 's kann nicht anders sein,  
als daß mein Herr Papa des öftern Gold schluckt;  
lebt er doch frisch und stampft als wie ein Stier  
und ist dabei um achtzig Jahr herum . . .<sup>93</sup>

Dem Goldstaub als Arznei zum Einnehmen brachte das Mittelalter großes Vertrauen entgegen, nicht nur weil eben Gold für das kostbarste Metall gehalten wurde, sondern wohl auch aus anderen Gründen, worauf für Ceccos Zeit Robert Davidsohn hingewiesen hat: „Der Goldflore galt als aus reinem Metall geprägt, und daß er das Bild des Täufers zeigte, wird das Ansehen seiner Wunderkraft gemehrt haben; mit der Feile zerrieben, zu Staub zermürbt, galt er als kostbares Heilmittel, von dem sich selbst der erste avignonische Papst Wirkung versprach, ebenso wie derselbe Clemens V. zu Pulver zerstoßene Edelsteine seinen Speisen als Medikament beimengen ließ“.<sup>94</sup> Im „Danziger Goldwasser“ werden noch heute Blattgoldstückchen mitgetrunken.

Auch die fröhlichen Dichter der Dantezeit haben erfahren müssen, daß es Leiden gibt, gegen die kein Arzt und keine Arznei helfen kann.<sup>95</sup> Das sind besonders Leiden der Seele, zu denen Cecco Angiolieri – halb ernst, halb lächelnd – in erster Linie die Verliebtheit rechnet, durch die er an die unwürdige Schusters-tochter Becchina, ein profanes Gegenstück zu Dantes Beatrice, gekettet wird. Das ganze Repertoire medizinischer Ausdrücke wird auf dieses Leid übertragen: es ist eine „Pest“,<sup>96</sup> gegen die es einer „Medizin“ bedürfte,<sup>97</sup> wenn er davon „genesen“ soll.<sup>98</sup> Das Liebesleid wird an mehreren Stellen mit der Krankheit „Melancholie“ (*malinconia*) gleichgesetzt. Gegen ihre Qualen gibt es nur ein einziges Heilmittel, den Tod:

Weh über mein so jammervolles Leben!  
geboren bin ich nur, um Leid zu haben:  
die große Freude ward mir weggenommen,  
daß ich sie niemals wieder haben kann.

Gesät hab' ich, geerntet hat ein anderer.  
Will ich mir helfen, hab' ich keine Kraft.  
Daher steht mir der Tod schon auf der Stirn:  
wär' er doch gleich im Herzen, mir zur Lust!

Kein' andre Hoffnung hab' ich als den Tod  
der Tod allein ist's, der mich heilen kann,  
so hart und heftig ist mein Ungemach.

Da mir so bittere Kunde zugekommen,  
so würde Sterben Leben mir bedeuten  
wie dem Gefangnen Flucht aus seinem Kerker.<sup>99</sup>

Ähnliche Gedanken über die Liebe als Krankheit und über ihre Heilung durch den Tod trifft man auch bei den anderen Dichtern der Dantezeit, wie sie überhaupt einen Gemeinplatz der Liebesdichtung bilden.<sup>100</sup>

Nicht immer zeigt sich Cecco Angiolieri so pessimistisch wie in diesem Gedicht. Wohl kennt er kein anderes, physisches Heilmittel gegen die Melancholie als den Tod; aber er weiß, daß auch vom Seelischen Kräfte ausgehen, die ein Leiden bewältigen können. Von Psychotherapie zu sprechen, wäre hier verfrüht; denn es handelt sich nicht um bewußte Anwendung seelischer Kräfte, sondern nur um ein volkstümliches Wissen um ihr Vorhandensein. Die Freude, weiß Cecco, kann dem Kranken Gesundheit bringen. Für ihn, den armen Schlucker, ist Inbegriff höchster Freude das Geld und Gut, das er nie lange besessen hat. So müßte denn Geld und Gut ihn nicht nur von Armut, sondern auch von Krankheit befreien können:

Noch etwas gilt, was ich noch nicht gesagt:  
daß einen kranken Mann läßt schnell gesunden  
der Grundbesitz, das sag' ich euch fürwahr.<sup>101</sup>

Auch zur Zeit der Pest soll sich der Mensch, wenn er überleben will, innerlich mit Freude anfüllen, indem er alles tut, was ihm Vergnügen bereitet. Das oben S. 16 zitierte Sonett vom großen Sterben (von Pieraccio Tedaldi) schließt mit folgenden Terzinen:

Drum rat' ich euch – ein jeder kann es tun:  
laßt euch nur Zeit, bleibt fröhlich und gesund,  
den Schicksalssturm laßt still vorübergeh'n!

Am schnellsten läuft gar oft, wer langsam geht.  
Sch' jeder zu, daß er gut trinkt und ißt  
und Gott, dem höchsten Herren, nicht mißfällt.<sup>102</sup>

Immer wieder aber ist es die Frau, von deren Blick und Hand geheimnisvolle heilende Kräfte ausgehen. In dem bereits erwähnten Donnerstagssonett von Folgóre da San Gimignano (s. o. S. 20), in dem für die Stöße und Verletzungen die Wundärzte nach dem Turnier bereitstehen, werden als noch wirksamere Hilfe die Frauen anwesend sein:

Und Frauen soll'n mit ihren Händen helfen,  
an ihrem bloßen Anblick labt sich jeder  
so sehr, daß er gesund und heil erwacht.<sup>103</sup>

Dem Bekümmerten kann selbst aus der Ferne das Mitleiden der geliebten Frau den Frohsinn zurückgeben. Das schreibt Rustico Filippi an seine Herrin:

Doch wenn Ihr, Herrin, meiner nur gedenkt,  
dann werden meine armen bleichen Wangen  
aufleuchten wiederum in großem Glück.<sup>104</sup>

Zu den Lustgefühlen, durch die das körperliche Wohlbefinden gesteigert werden kann, rechnet Cecco Angiolieri auch die Schadenfreude. Der höllische Haß, den er gegen seinen Vater hegt, macht diesem keineswegs Kummer, sondern erweist sich für ihn – zum verdoppelten Ärger des Sohnes! – so wohlthätig und förderlich, daß dem Alten dadurch neue Lebenskräfte zuwachsen:

Der grausame und wilde Haß, den ich  
mit vollem Recht zu meinem Vater hege,  
macht, daß er alt wird wie der Ew'ge Jude;  
das hab' ich seit geraumer Zeit erfahren.<sup>105</sup>

Auch aus schockartig auftretender Angst will Cecco günstige Wirkung verspürt haben. Als er einmal so krank ist, daß er die Stimme verliert, bringt ihm die Mutter, die in seinen Augen die würdige Kumpanin des gehaßten Vaters ist, einen im Grunde wohl recht vernünftigen Heiltrank, der aber nach seiner Meinung dazu dienen soll, ihn zu vergiften: da kommt ihm vor lauter Schrecken die Sprache wieder:

So heftig bin ich neulich krank gewesen,  
daß ich die Sprache ganz verloren hatte,

da brachte meine Mutter mir zur Heilung  
ein schweres Gift; das war so zubereitet,

daß es nicht mich allein, das ganze Meer  
vergiftet hätte. Sprach: „Trink nur beherzt!“  
Ich sagt' ihr mit den Fingern: „Lieber nicht!“  
und war entschlossen, nicht davon zu trinken.

Da drohte sie: „Paß auf! Du wirst schon trinken!  
Diesmal sollst du den kürzern dabei ziehen!“  
Vor Angst hab' ich die Krankheit fahren lassen:

„Mir fehlt ja nichts!“, so fing ich an zu sagen.  
Ich trank nicht und ich werde niemals trinken;  
trinkt sie mir vor, auch dann werd' ich nicht trauen.<sup>106</sup>

Die biologische und medizinische Ernte aus den burlesken Gedichten der Dantezeit ist nicht eben sehr reich, aber doch immerhin beachtlich. Das Unabsichtliche, das, im Gegensatz zur medizinischen Fachliteratur, in der Dichtung solche Bemerkungen kennzeichnet, läßt den Leser tiefer in die Gründe des Volksglaubens hineinblicken. Es wäre reizvoll zu vergleichen, wie sich um dieselbe Zeit in anderen Ländern, in ähnlichen Dichtungen, biologisches und medizinisches Wissen ausspricht. Wahrscheinlich würde der Italiener bei einem solchen Vergleich nicht schlecht wegkommen. Nirgends war im 13. und 14. Jahrhundert die Medizin so hoch entwickelt wie in Italien, das auch auf anderen Gebieten der Kultur und der Zivilisation zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert allen andern Ländern des Westens überlegen war, zumal den Ländern des europäischen Nordens. Das gilt vor allem – um noch auf ein Randgebiet der Medizin ein Licht fallen zu lassen – von der Hygiene. Alles was der Arzt für ein gesundes Leben der ihm Anvertrauten fordern muß, Reinlichkeit, rationelle Ernährung, Wohnkultur, ist damals in Italien besser gewährleistet als im übrigen Europa. Cecco Angiolieri hat diesen Vorsprung seiner Heimat gespürt, wohl auf einer Deutschlandreise selbst erlebt. In einer Sonett-Epistel, die er unter der Maske eines gewissen Buon Martini von der Nordlandfahrt an seinen Freund Berto Riniero richtet, läßt er sich über seine Erlebnisse folgendermaßen aus:

Es schickt Dir einen Gruß, o Freund Riniero,  
Dein Buon Martini aus dem dreckigen Deutschland.  
Mir fehlen jetzt die feinen Griechenweine;  
hier gibt es Bier, ein fauliges Getränke.

Statt weiter Säle und vornehmer Gärten,  
hab' ich jetzt Fliegen, Schnee und schmutzige Berge.  
Das feine Linnen, das bei euch ich trug,  
mußt' ich mit Bauernsäcken nun vertauschen.

Verspott mich nur ob meines üblen Lebens.  
Oft sitzen wir beim Mahle ohne Tischtuch,  
zu sieben essen wir aus einer Schüssel.

Mundtücher sind hier unbekannt; und wenn wir  
den Mund uns recht mit Fett besudelt haben,  
dann müssen wir ihn an den Ärmel wischen.<sup>107</sup>

ANMERKUNGEN

1. Sonetti burleschi e realistici dei primi due secoli. A cura di Aldo Francesco Massèra. Nuova edizione riveduta e aggiornata da Luigi Russo. Scrittori d'Italia, 88/89. Bari, Laterza, 1940. Nach dieser Ausgabe wird im Folgenden zitiert. – Für Cecco Angiolieri vgl. auch die Ausgabe von Carlo Steiner. Collezione di Classici italiani con note, 6. Torino, UTET, 1925. Ferner die bibliophile Ausgabe der italienischen Sonette Ceccos mit deutscher Prosaübersetzung, die Rudolf Frhr. v. Simolin und Otto Frhr. v. Taube mit mir veröffentlicht haben. Verona, Officina Bodoni, 1943/44 (in 165 Exemplaren). – Für Folgóre da San Gimignano vgl. auch die Ausgabe von Ferdinando Neri. Collezione di Classici italiani con note, 22. Torino, UTET, 1925. – Vgl. ferner Mario Marti, Cultura e stile nei poeti giocosi del tempo di Dante. Saggi di varia umanità, collana diretta da Francesco Flora, 6. Pisa, Nistri-Lischi, 1953.

2. Vgl. z. B. Niccolò del Rosso, Sonette 45 und 46 (S. 219 f.), Cecco Nuccoli, Sonett 19 (S. 259), Pieraccio Tedaldi, Sonette 40, 41 und 42 (S. 303 f.).

3. Vgl. Werner Leibbrand, Heilkunde. Eine Problemgeschichte der Medizin. Orbis Academicus. München, Alber, 1953. S. 154–161, S. 165 f. – Die vorliegende Untersuchung bildete in kürzerer Form meinen Beitrag zur Festschrift für Werner Leibbrand zum 60. Geburtstag, die aber nicht gedruckt werden konnte.

4. Vgl. Massèra-Russo, S. 330 f., Steiner, S. IX–XII.

5. Sonett 14 (S. 8):

*ed uom sembia, secondo che si dece,  
ne la piagente sua cèra vermiglia.*

6. Sonett 120 (S. 123):

*Di ros' e bianch' e vermigli' è di fuori.*

7. Sonett 126 (S. 126):

*Ma già ti veggio cambiar nel visaggio:  
per ciò credo che 'l fuggir ti sie 'n grato.*

Und ähnlich öfter.

8. Sonett 13 (S. 7):

*torrebbe 'l tinto a cui desse di piglio.*

Sogar die Seele kann erleichen:

*l'anema mia scolorita e fiappa* (Niccolò del Rosso,  
Sonett 1, S. 197).

9. Tenzone, Sonett 6 (S. 62):

*ma tu ha' poi sì piena la bonetta,  
che non la porterebber duo somieri!*

10. Sonett 36 (S. 19):

*la mia faccia dogliosa e scolorita.*

11. Sonett 49 (S. 25):

*Ciascun mi guarda in viso e fa dimando,  
veggendomi cangiato lo visaggio.*

12. Sonett 18 (S. 10). Vgl. Sonett 19 (S. 10).

13. Sonett 69 (S. 97):

*Ch' i' n'aggio amate parecchie parecchie,  
ch' assa' più fredde d'amor l'ho trovate,  
che s'elle fosser di cent'anni vecchie.  
Ed or n'amo una di bellezze tante,  
che ben mi sian tagliate ambo l'orecchie,  
s'ella potesse far pepe di state.*

14. Sonett 42 (S. 22):

*che spesso il giorno il cor m'arde ed agghiaccia.*

15. Sonett 37 (S. 19).

16. Sonette 6, 7 (S. 4), 21 (S. 11).

17. Sonett 20 (S. 11):

*Ne la stia mi par esser col leone,  
quando a Luttieri son presso a un migliaio,  
ché pute più, che 'nfermo uom di presgione  
o che nessun carneame o che carnaio.*

18. Sonette 27 und 28 (S. 14 f.).

19. Sonett 87 (S. 106):

*I' son venuto di schiatta di struzzo,  
ne l'oste stando, per la fame grande:  
ché d'un corsetto ho fatto mie vivande,  
mangiandol tutto a magli' ed a ferruzzo.*

*E son sì fatto, che non mi vien puzzo,  
ma più abboccato che porco a le ghiande:  
s'i' ho mangiat' i panni, il ver si spande,  
ch'i' non ho più né mobile né gruzzo.*

*Ma egli m'è rimasa una gorgiera,  
la quale m'ha a dar ber pur una volta,  
e manderolla col farsetto a schiera.*

*La lancia non vi conto, ché m'è tolta;  
ma 'l tavolaccio con la cervelliera  
mi vanno in gola, e già danno volta.*

20. Sonett 102 (S. 114).

21. Sonett 103 (S. 114):

*I' ho un padre sì complessionato,  
che, s'è gollasse pur pezze bagnate,  
sì l'avrebb' anz' ismaltit' e gittate,  
ch'un altro bella carne di castrato.  
Ed i' era sì sciocch' e sì lavato,  
che, s' i' 'l vedea mangiar pur du' derrate  
di fichi, si credea 'n veritate  
il di medesimo red' esser chiamato.*

22. Sonett 100 (S. 113):

*c'ho un mi' padre vecchissimo e ricco,  
ch'aspetto ched e' muoi' a mano a mano;  
ed e'morrà quando 'l mar sarà sicco,  
sì l'ha Dio fatto, per mio strazio, sano!*

23. Sonett 104 (S. 115):

*incoiato.*

24. Sonett 105 (S. 115):

*Ch'egli ha su' cuoio sì 'nferigno e duro,  
che, chi per torre al ciel volesse gire,  
in lui fondar si converrebbe il muro.*

Das heute nicht mehr gebrauchte Wort *rincoiarsi* „seine Haut erneuern“, „seine Haut verjüngen“ erscheint in dem Gedicht eines Zeitgenossen geradezu in der Bedeutung „neues Leben gewinnen“: in dem Sonett des Simone da Siena, auf das Cecco Angiolieri mit seinem Sonett 150 antwortet (beide S. 138). Das Wort wird hier von Ceccos Vater gebraucht.

25. Sonett 105 (S. 115):

*cu' febbre non tocca.*

26. Ebenda: *Ché la Morte paura ha di morire;*

*e, s'ella intrasse in lui, i' son sicuro  
ch'ella morrebb' e lu' faria guarire.*

27. Sonett 108 (S. 117):

*Ma in tale guisa è rivolto il quaderno,  
che sempre viverò glorificato,  
po' che messer Angiolieri è scoiato,  
che m'affliggea di state e di verno.*

28. Sonett 107 (S. 116):

*o ver ch'egli appiccat' ha con la pece  
l'anima sua . . .*

29. Ebenda:

*Però ch'i' credo ch'egli è maladetto.*

## 30. Sonett 134 (S. 130):

*Non li n'avvèn per la virtù di Deo?  
Ma la Morf è, che si disdegna entrare  
in loco sì vilissimo e reo!*

## 31. Sonett 3 (S. 184):

*Io non sconfesso, Morte comunale,  
che pur non tegna dono e cortesia:  
ch'entrasti 'n corpo de la donna mia;  
e, s'io ne fosse ingrato, farei male.*

*Ma era sì tua amica speciale,  
e stata sempre a la speranza tia,  
che non li dovei romper compagnia:  
or disdi' poi che non se' misleale!*

*Deh dimmi come ed onde fu tua entrata  
e gita, ché v'avia più forti passi  
e stretti che tra Còrduba e Granata.*

*Gran meraviglia parmi che v'entrassi;  
e più, che non vi se' dentro affogata:  
ben credo, Morte, che ti disperassi!*

## 32. Sonett 55 (S. 224):

*– Morte, che vòì, che stai plù en pensèri?  
Trove tu qui persona, che ti offenda?  
– Amico, él mi vien voia ch'eo mi empènda,  
e per sopecra fame eo me disperi.*

## 33. Niccolò del Rosso, Sonett 1 (S. 197):

*ver' la sdegnosa fuzendo, fe' varco  
a la Morte, che 'l tristo core aggrappa.*

## 34. Derselbe, Sonett 56 (S. 225): Der Tod spricht:

*ch'eo ho spinto da vita il buon Rambaldo.*

## 35. Derselbe, Sonett 54 (S. 224):

*Cristo gli lassa vita e sanitade,  
sperando che él torni nel suo amore.*

...

*ch'igli viviran plù che Butadeo.*

## 36. Sonett 35 (S. 18):

*E spesse volte sì forte sospiro,  
che par che 'l cor dal corpo mi si schianti;*

...

*morrò per voi piangendo e sospirando.*

37. Sonett 33 (S. 17):

*I' aggio inteso che senza lo core  
non pò l'om viver né durar neiente:  
ed io vivo sanz' esso, e lo colore  
però non perdo, né saver né mente;  
ma solo per la forza del signore,  
che 'l n'ha portato, che 'è tanto potente,  
lo diparti dal corpo: ciò fue Amore;  
e l'ha miso in balia de l'avvenente.*

*Lo cor, quando dal corpo si partio,  
disse ad Amor: – Signore, in quale parte  
mi meni? – E que' rispose: – Al tuo disio. –*

*In tale loco è, che già mai non parte;  
insieme sta il meo core e 'l disir mio:  
così vi fosse il corpo in terza parte!*

38 Rustico Filippi, Sonett 39 (S. 20):

*Oi core meo e occhi, che farete?  
Cor, come sofferrai dolor cotanto,  
ed occhi, voi, che si spesso piangete?*

Vgl. auch Rustico Filippi, Sonett 46 (S. 24):

*Ispesse volte voi vegno vedere  
per sodisfare agli occhi ed a lo core . . .*

39. Sonett 5 (S. 237):

*Ché m'hai furato 'l core e tolto m'hai  
ogne mio spirto, sì ch'io non porria  
già viver senza te, ch'a te me trai.*

40. Sonett 21 (S. 73):

*Se si potesse morir di dolore,  
molti son vivi, che serebber morti.*

41. Sonett 26 (S. 76):

*ché, per segarmi la vena organale,  
quella, di cu' i' sono innamorato,  
darebbevi più, che rusca non vale.*

42. Sonett 34 (S. 18):

*Madonna, quando eo voi non veggio in viso,  
tant' è forte e dogliosa la mia pena,  
che n' su la morte mi conduce e mena:  
ma non m'aucide e tènemi conquiso.*

*E quando eo sto da voi, bella, diviso,  
languisco, se l'Amor non mi rimena:*

*e 'l vostro bel riguardo mi dá lena,  
e mi ritien ch'io non mi sono auciso.  
Volete audire, amor, gentil penzèro,  
per ch'io donare a me morte non voglio?  
Ché dico: – Com' vedrei poi 'l viso clero?  
E, sed io nol vedesse com' io soglio,  
come faria? – Però non mi dispero.  
Amor, merzé, ché tanto aggio cordoglio!*

Ähnliche Überlegungen finden sich in der mittelalterlichen Dichtung öfter. Vgl. z. B. Aucassin et Nicolette 10: *Sont tou mi anemi mortel qui ti me mainent et qui ja me cauperont le teste? Et puis que j'arai la teste caupée, ja mais ne parlerai a Nicolette, me douce amie que je tant aim.*

43. Sonett 76 (S. 101):

*Un rimedi' ha per lu' in questo mondo:  
ched e' s'affogh' anz' oggi che domane,  
ché fa per lu' la mort' e non la vita.*

44. Sonett 13 (S. 7):

*E gli occhi ardenti ha via piú che leone;  
de' suoi nemici assai mi maraviglio,  
sed e' non muoion sol di pensagione.*

45. Vgl. Cecco Nuccoli, Sonett 14 (S. 256).

46. Sonett 113 (S. 119):

*E 'n sul letto mi salt molto fèra,  
e man mi pos' a la gola, al ver dire,  
e solamente per farmi morire;  
e, se non fosse ch' i' m'atai, mort' era.  
...  
ch'a tradimento mi vols' affogare.*

47. Sonett 115 (S. 120), s. u. Anm. 106.

48. Anonimo, Risposta (S. 310):

*Hae anni e mesi vie piú, che le mura  
del Culisèo, e va ad ogni festa,  
veleno e fuoco per li occhi gittando.*

49. Sonett 139 (S. 132):

*ché, s'i' non sia del mi' capo dolente . . .*

50. Sonett 102 (S. 114):

*ched e' morisse ma' de la contina  
que', ch'è domonio, e chiamas' Angiolieri.*

51. Sonett 114 (S. 120):

*ché mi faran campar de la contina  
e di febbre quartan' e di terzana.*

52. Sonett 1 (S. 249):

*Non morièr tanti mai di calde febbre,  
dal giorno in qua, ch'el primo fanciul nacque,  
quant' io ho pentiòn . . .*

53. Sonett 139 (S. 132):

*or ecco febbre da fuggirne al Bagno,  
a quel, che vi è colà 'n terra d'Abruzzo.*

54. Cecco Angiolieri, Sonett 76 (S. 101). Einem Menschen, der kein Geld hat, geht man wie einem Kranken aus dem Wege:

*com' un malatto sel veggion da lato.*

55. Cecco Angiolieri, Sonett 110 (S. 118):

*I 'son sì magro, che quasi traluco.*

56. Sonett 4 (S. 3):

*Or accendete il foco, e si cocete  
cosa, che spesso in bocca la si metta ;  
se non, per certo, morir la farete.  
Ché la gonnella, che si l'era stretta,  
se ne portian far due, ben lo vedete:  
così è fatta magra e sottiletta.*

57. Tenzone, Sonett 1 (S. 59):

*Chi udisse tossir la malfatata  
moglie di Bicci vocato Forese . . .*

Purgatorio 23, 85–96 (Begegnung mit Forese Donati).

58. Tenzone, Sonett 4 (S. 61):

*L'altra notte mi venn' una gran tosse,  
per ch' i' non avea che tener addosso.*

Vgl. Dante Alighieri, Rime, a cura di Gianfranco Contini. Torino 1939. S. 78.

59. Sonett 22 (S. 294):

*La crudel Morte, nimica di vita,  
ne vien feroce sotto sua bandèra,  
e mena seco una gran turba e schèra,  
che de l'umana gent' ell' ha rapita ;  
e dat' ha lor sì fatta gran ferita,  
che fatto ha, di lor bella, brutta cèra :  
così ad uno ad un ci vitupèra,  
tant' è verso di noi infellonita.*

60. Sonett 5 (S. 185):

*Chè le parole son vento, e le grida,  
e 'n su quel punto non costan niente;  
così costasse la profferta un dente  
a quei cotali e chi di lor si fida!*

61. Sonett 17 (S. 71):

*chè tanto faccia Dio tristi e dolenti  
chi agli amanti fa altro ch'onore,  
quant' elli ha fatto carampia de' denti  
che vintiquattro di bocca n'ha fuore.*

62. Sonett 38 (S. 302).

63. Sonett 39 (S. 303).

64. Sonett 115 (S. 120). Vgl. S. 26f. und Anm. 106.

65. Sonett 102 (S. 114):

*Però che Galieno ed Ipocrato,  
se fosson vivi, ognun di lor saprebbe,  
a rispetto di lu', men che 'l Donato.*

66. Sonett 122 (S. 124):

*E ciò che Galien ci lasciò scritto,  
aggio provato per voler campare.*

67. Vgl. Leibbrand, a. a. O., S. 133–139.

68. Sonett 89 (S. 107):

*Ma quale è vita santa e benedetta,  
secondo i gran medici di Salerno?  
S' tu vòl star san', fa' ciò che ti diletta!*

69. Vgl. Novellino 35, vielleicht auch Paradiso 12, 83; aber auch Convivio I, X, 10. Ferner Robert Davidsohn, Geschichte von Florenz, IV 3 (Berlin 1927), S. 133, 170–172.

70. Sonett 101 (S. 113):

*Sed i' credesse vivar un di solo  
più di colui che mi fa vivar tristo,  
assa' di volte ringrazere' Cristo;  
ma i' credo che fie pur com' i' volo.  
Chè potrebb' anzi di Genova 'l molo  
cader, ch'un becco vi desse di bisto:  
chèd e' l'ha sì borrato 'l mal acquisto,  
che già non li entrerà freddo per polo.  
Questi di cu' dico, s' è 'l padre meo,  
c'ha di noiarmi maggior allegrezza,  
che non ha l'occhio che 'n ciel vede Deo.*

*Vedete ben s' i' debbi aver empiezza:  
vedendolo l'altrier, mastro Taddeo  
disse: - E' non morrà che di vecchiezza.*

71. Sonett 11 (S. 162):

*E poscia vi levate la mattina,  
e lavatevi 'l viso con le mani;  
lo rosto e 'l vino è buona medicina,  
a le guagnele! starete più sani  
ca pesce in lag' o fiume o in marina,  
avendo meglior vita di cristiani!*

72. Sonett 122 (S. 124):

*né dolci medicine né amare.*

73. Ebenda: *che non mi val cecèrbita pigliare.*

74. Sonett 8 (S. 179):

*e poi, diretro a questo, una insalata  
di salvi' e ramerin, per star più sani.*

75. Sonett 3 (S. 176):

*con vin di pome, che 'l stomaco affina.*

76. Sonett 9 (S. 161):

*D'agosto st vi do trenta castella  
in una valle d'alpe montanina,  
che non vi possa vento di marina,  
per istar sani e chiari come stella.*

77. Sonett 19 (S. 166):

*E po' tornar a casa a le lor vaghe,  
ove serann' i fin letti soprani,  
e medici fasciar percosse e piaghe.*

78. Sonett 12 (S. 289):

*Ed io n'ho spesso vie maggior bisogno,  
più che non ha il tignoso del cappello.*

79. Sonett 19 (S. 245):

*io verrò là collo soccorso vaccio  
de grosse formicon, de quei con l'ale  
...  
farite far de cannitole un fumo.*

80. Sonett 29 (S. 15).

81. Sonett 132 (S. 129):

*Se tutta l'otriaca d'oltre mare,  
e quanto in Genov' ha di vernaccino  
fosser raunate nel corpo di Mino ...*

82. Sonett 73 (S. 99):

*E non vorria se non greco e vernaccia,  
ché mi fa maggior noia il vin latino  
che la mia donna, quand' ella mi caccia.*

83. Vgl. afz. *triacle* (davon engl. *treacle*) z. B. in der „Bible“ des Guiot de Provins (13. Jht.):

*et si rai ge oï conter  
c'on trait triacle d'un serpent,  
qui mout a grant mestier sovent  
a cels qui sont envenimé*

(Bartsch-Wiese, Chrestomathie de l'ancien français 48, 106 ff.). Dazu frz. *triacleur* „Theriakverkäufer“, „Quacksalber“.

84. Vgl. auch Paul Diepgen, Geschichte der Medizin, 2 Bände, Berlin 1949-1955. I S. 102.

85. Claudio Galeno, De theriaca, ad Pisonem. Testo latino, traduzione italiana ed introduzione, a cura del Dott. Enrico Coturri. Presentazione del Prof. M. G. Nardi. Biblioteca della „Rivista di Storia delle Scienze mediche e naturali“, vol. VIII. Firenze, Olschki, 1959. S. 8.

86. Sie schreibt am 20. Okt. 1679 an ihre Tochter Madame de Grignan: „(Madame de la Fayette) prend des bouillons de vipères, qui lui redonnent une âme, elles lui donnent des forces à vue d'œil; elle croit que cela vous seroit admirable. On prend cette vipère, on lui coupe la tête, la queue, on l'ouvre, on l'écorche, et toujours elle remue . . . On en peut faire souvent l'application“. Bibliothèque de la Pléiade (Gérard-Gailly) II, S. 480 f. Ihr Sohn Charles schreibt am 8. Juli 1685 an seine Schwester: „Vous n'êtes point du tout dans les bons principes sur les vipères: vous croyez qu'elles dessèchent, et c'est précisément le contraire; votre belle-sœur l'éprouve ainsi tous les jours, et je l'avois moi-même éprouvé dès l'année passée. C'est à ces vipères que je dois la pleine santé dont je jouis, et que je ne me connoissois plus depuis des temps si funestes pour moi. Elles tempèrent le sang, elles le purifient, elles rafraîchissent au lieu d'échauffer et de dessécher, comme vous l'imaginez; mais il faut que ce soit de véritables vipères en chair et en os, et non pas de la poudre; car la poudre échauffe, à moins qu'on ne la prenne dans de la bouillie ou de la crème cuite, ou quelque autre chose de rafraîchissant. Priez M. de Boissy de vous faire venir dix douzaines de vipères de Poitou, dans une caisse séparée en trois ou quatre, afin qu'elles y soient bien à leur aise avec du son et de la mousse; prenez-en deux tous les matins, coupez-leur la tête, faites-les écorcher et couper par morceaux, et en farcissez le corps d'un poulet: observez cela un mois, et prenez-vous-en à votre frère, si M. de Grignan ne redevient tel que nous le souhaitons tous.“ Ebd. III, S. 90.

87. Θηριακά (958 Hexameter), Mittel gegen den Biß giftiger Tiere; Ἀλεξιφάρμακα (630 Hexameter), Mittel gegen giftige Speisen.

88. Die Übersetzung des Humanisten Iulius Martianus Rota (erstmalig gedruckt von den Giunti in Venedig 1541, dann öfter) liegt in der oben, Anm. 80, verzeichneten Ausgabe vor. Galen spricht vom Theriak besonders eingehend auch in seiner Schrift über die Gegengifte (Περὶ ἀντιδότηων). Ausgabe der Werke Galens von C. G. Kühn, 20 Bände, Leipzig 1821–33. Die 1914 begonnene Ausgabe im Corpus Medicorum Graecorum V ist noch nicht vollendet.

89. Sonett 132 (S. 129). Vgl. Anm. 81.

90. Sonett 122 (S. 124).

91. Sonett 114 (S. 120):

*molto mi loda l'anguille di Chiana,  
che 'l cap' è meglio ch'otriaca fina.*

92. Sonett 114 (S. 120):

*Mie madre si m'insegna medicina,  
la qual non m'è, crudelmente, sana:  
ché mi dice ch' i' usi a la campana  
da otto pèsche o diece la mattina,  
ché mi faran campar de la contina  
e di febbre quartan' e di terzana;  
molto mi loda l'anguille di Chiana,  
che 'l cap' è meglio ch'otriaca fina.*

*Carne di bu' e cascio con cipolla  
molto mi loda, quand' i' sento doglia:  
e ch' i' ne faccia ben buona satolla.*

*E, se di questo non avessi voglia  
e stessi quasimente su la colla,  
molto mi loda porri con le foglia.*

93. Sonett 107 (S. 116):

*Non potrebb' esser, per quanto Dio fece,  
cbe babbo spesso non mangi de l'oro,  
che e' vive fresco e razza com'un toro,  
e ha degli anni ottanta o 'n quella vece.*

94. A. a. O., IV 3, S. 109 f. – Zur Verwendung von Mineralien als Medikament vgl. auch Leibbrand, a. a. O., S. 177, und die dort angegebene Literatur.

95. Vgl. z. B. Cecco Angiolieri, Sonett 5 (S. 65):

*né medico mi val né medicina.*

96. Sonett 3 (S. 64): *pistolenza*.

97. Öfter: *medicina, rimedio*.

98. Öfter: *guarire, guerire*.

99. Cecco Angiolieri, Sonett 55 (S. 90):

*Lassa la vita mia dolente molto,  
ch' i' nacqui, credo, sol per mal avere,*

*poi che 'l me' grande diletto m' è tolto  
in guisa tal, per giamma' non ravere:  
ch' i' seminaì ed un altr' ha ricolto;  
s' i' me ne vogli' aitar, non n' ho 'l potere:  
per che la Morte m'è già sù nel volto;  
costi foss' ell' al cor, a mi' piacere!*

*Neun' altra speranz' ho che di Morte,  
e Mort' è quella che mi può guerire,  
tant' è la pena mia dura e forte.*

*Costi sarebb' a me vita 'l morire,  
può che cota' novelle mi fuòr pòrte,  
com' a pregion sentenziato 'l fuggire.*

100. Vgl. z. B. Rustico Filippi, Sonett 43 (S. 22):

*Oi Morte, chi t' appella „dura Morté“,  
non sente ciò ched io patisco e sento:  
ché, se mi vuoli aucider, mi conforte.*

Niccolò del Rosso, Sonett 4 (S. 199):

*E l' alma, che conosce 'l tristo tempo  
clama la Morte, che finisca il corpo,  
sí ch' ella abenti, dissolta dal corpo.*

101. Sonett 75 (S. 100):

*Ancor ci ha altro, che detto non abbo:  
che l' ammalato sí fa san venire  
terre tenere, a quel ch' io vi dirabbo.*

102. Sonett 22 (S. 294):

*Però consiglio, ognuno lo può fare,  
che sí dia tempo, e stia allegro e sano,  
e lasci la fortuna trapassare:  
ché talor molto corre chi va piano;  
ciascun procacci ben bere e mangiare,  
non dispiacendo a Dio Signor sovrano.*

103. Sonett 19 (S. 166):

*e le donne aitar con le lor mani:  
e di vederle sí ciascun s' appaghe,  
che la mattina sien guariti e sani.*

104. Sonett 36 (S. 19):

*E, se di me, madonna, a voi sovrène,  
la mia faccia dogliosa e scolorita  
ritornerà 'n istato di gran bene.*

105. Sonett 106 (S. 116):

*Il pessimo e 'l crudele odio ch' i' porto  
a diritta ragione al padre meo,  
il farà vitar piú che Botadeo,  
e di ciò, buon di, me ne sono accorto.*

106. Sonett 115 (S. 120):

*Si fortemente l'altrier fu' malato,  
ca tutt' avia perduto 'l favellare;  
e mie madre, per farmi megliorare,  
arrecommi' un velen si temperato,  
ch'averia, non che me, m'attossicato  
el mar, e disse: – Béi, non dubitare! –  
Ed i' feci per cenni: – A me non pare –  
di non bere nel me' cor fui fermato.  
Ed ella disse: – Odi, che pur berrai,  
e questa prova perder ti faraggio! –  
Allor de la paura terminai  
e cominciai a dir: – Nessun mal aggio. –  
Né bevvi da sua man né berrò mai,  
né bereve' se mi facesse saggio.*

107. Sonett 141 (S. 133):

*Salute manda lo tu' Buon Martini,  
Berto Rinier, de la putente Magna.  
Sacci ch' i' ho cambiati i grechi fini  
a la cervugia, fracida bevagna,  
e le gran sale e' nobili giardini  
a mosch' e a neve e a loto di montagna;  
la buona usanza de li panni lini,  
ch' usar solea con voi, è la campagna.  
Ben puo' far beffe di mia vita fella,  
ché spesse volte siam senza tovaglia:  
sette siam che mangiam per iscodella.  
E non avem manti' per asciugaglia;  
asciughianci al gheron de la gonnella,  
quando no' siam ben unti di sevaglia.*

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Sitzungsberichte der philosophisch-historische Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München](#)

Jahr/Year: 1960

Band/Volume: [1960](#)

Autor(en)/Author(s): Rheinfelder Hans

Artikel/Article: [Lebensvorgänge, Krankheiten und Heilung in den Gedichten Cecco Angiolieris und anderer burlesker Dichter der Dantezeit. Vorgetragen am 7. Oktober 1960 1-41](#)